



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

In Rom vor Papst und Kardinälen 1536

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Am 22. März brach Karl von Neapel wieder auf, um der Einladung des Papstes nach Rom zu folgen. Die Fahrt ging über Capua und Gaeta, dann von Terracina an auf der Via Appia. Von der Basilica San Paolo fuori aus zog der Kaiser am 5. April in die Ewige Stadt ein, wie immer in festlichem Gepränge und militärischem Aufzuge; erst in den folgenden Tagen machte er seine Besuche bei den Damen Colonna, Pescara, Farnese in den schlichten Formen des Kavaliere. Daß auch die alte Residenz Rom, noch immer der vornehmste Sitz der bildenden Künste und der Literatur, ihr Bestes tat in prunkvollen Triumphpforten und sinnvollen Inschriften, versteht sich von selbst. Ein Deutscher, der in seinen Jugendjahren als Professor in Wittenberg den Reformatoren, besonders Melanchthon, nähergetreten war, jetzt aber ganz auf der altkirchlichen Seite stand, Christoph Scheurl von Nürnberg, mit aller Welt in Briefwechsel, gab „aus allerley welschen und teutschen Missiven“ einen gedruckten Bericht über den „Eintritt Kayser Carlen in die keyserliche Hauptstadt Rom“. Unter dem Bild des Kaisers das Bibelwort: „Du wirst herrschen über alles, was Dein Sinn begehrt.“

In Rom vor Papst und Kardinälen 1536

Es war für Karl in der Tat wie ein Landen am Ziel. Er hatte nun alle seine Reiche kennengelernt, sich mit ihren Nöten vertraut gemacht und das Seinige getan, zu ihnen in ein Verhältnis zu kommen. Wir wissen und begreifen, daß das in der Kürze seiner Anwesenheiten und angesichts der immer wieder drückenden Forderungen, die er erheben mußte, nur in begrenztem Maße gelungen ist. Er hatte die Stände oder Generalstaaten seiner niederländischen Heimat, die Cortes von Castilien und Aragon, die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reiches auf Landes- und Reichstagen um sich geschart, zuletzt die Stände von Sizilien und Neapel. Aus allen Ländern waren einige Bevorzugte in seinen hohen Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen. Oberitalien aber sollte nach Gattinaras Idee nicht unmittelbar beherrscht, sondern in den Formen eines dynastisch gesicherten Staatenbundes regiert werden. So stand der Kaiser, nebengeordnet und doch führend, auch dem Papste gegenüber, als Herrn des Kirchenstaates und als Haupt der allgemeinen Kirche. Papst aber war seit dem 13. Oktober 1534 Paul III Farnese.

Alexander Farnese reichte als ältester aller Kardinäle ebenso wie die inzwischen fürstlich gewordenen Medici, durchaus in die Traditionen des Re-

naissancepapsttums des späten 15. Jahrhunderts zurück. Auch Paul III anerkannte Kinder und Enkel mit dem Anspruch aller Nepoten auf fürstliche Versorgung an der Kurie oder im Lande. Allein im Gegensatz zu Clemens VII hatte er sich daneben längst den unausweichlichen Forderungen der Zeit geöffnet. War nicht der letzte Pontificat für alle, die ihn sehenden Auges erlebten, eine hohe Schule dafür, wie man es nicht machen durfte? Die ganze Christenheit, deren Reformverlangen während des 15. Jahrhunderts in Verfassungsfragen erstarkt war, schrie förmlich nach einer Revision des inneren Kirchenwesens und nach einer Verbesserung der Sitten des Klerus. Auch an diesem hatte sich die Privilegienidee des Mittelalters furchtbar gerächt. Keine volkstümliche Literatur im ganzen Abendlande bis zu den frommen Spaniern hin, die sich nicht lustig gemacht hätte über die kanonischen Ordnungen, die wie ein blühendes Dickicht die Sittenlosigkeit der Kleriker umhegten. Der Norden war in vollem Abfall, ebenso England, Deutschland mindestens zur Hälfte; von Frankreich fürchtete der letzte Papst, daß es die Wege Englands beschreiten könne, wenn man seinem Könige nicht in allem zu Willen sei. Eben jetzt hörte man von einer Einladung Melancthons an den Hof nach Paris. Aus Spanien stammten die scharfen Protokolle von 1526 und eine Publizistik in der Volkssprache, die doch sehr drastisch geworden war.

Bedeutete demgegenüber ein allgemeines Konzil nicht viel mehr als ein Mittel der Beschwichtigung? Mußte es in dieser zerrissenen und ringsum angegriffenen Christenheit nicht als eine große Darstellung und Bekräftigung ihrer Einheit erscheinen? Paul III, dessen Klugheit alle anerkannten, hatte auch Fühlung mit denjenigen Kreisen der Kardinäle, die davon auf das tiefste überzeugt waren und sich dazu von der Initiative des Papstes in Sachen der Reform das vornehmste Heilmittel für die Kirche versprachen.

In seinem ersten Konsistorium, vom 17. Oktober 1534, hatte der Papst bereits die Notwendigkeit eines Konzils erörtert und die besten Sachverständigen nach Rom berufen, Alexander, jetzt Nuntius in Venedig, und Pietro Paolo Bergerio, Nuntius bei König Ferdinand. Im Konsistorium vom 15. Januar 1535 wiederholte der Papst, der sich durch diese Männer und andere inzwischen mehr im einzelnen informiert hatte, seine Meinung vom Konzil. An die wichtigsten Fürsten wurden alsbald um des Konzils willen Nuntien mit besonderem Auftrage entsandt: Guidiccione an den Kaiser, Bergerio nochmals an König Ferdinand, und Rodolfo Pio von Carpi nach Frankreich. Mit diesen Botschaften war am Ende nicht viel mehr geschehen, als mit ähnlichen weniger ernst gemeinten Demonstrationen Clemens' VII.

Wichtiger schon das Interesse des Papstes für die innere Reformarbeit und die Fülle ernsthafter Denkschriften, die unter der Sonne seines Interesses ans Licht traten. Der Papst schritt seiner entschlossenen Natur entsprechend auch hier sofort zur Tat. Die Bestellung einer Kommission zur Reform der römischen Kurie vom 9. Juni 1535 durfte vor allem wegen ihrer Zusammensetzung als eine sehr bedeutende Maßregel betrachtet werden. Denn zu allen Zeiten sind nicht die Ideen der Reform, auch nicht die besten Absichten, sondern die ausführenden Menschen das Entscheidende im Leben der Staaten, wie der Kirche. Adrian VI war an persönlichen Widerständen gescheitert. Deshalb auch unabweisbar, wenn wirklich etwas geschehen sollte, die innere Umgestaltung des Kollegiums der Kardinäle. Paul III hat in der ersten Creation zwei sehr jugendliche Nepoten, diesmal leibliche Enkel, berufen, Alessandro Farnese und Guido Ascanio Sforza von Santafiore. Aber am 21. Mai 1535 hörte man wenigstens einige Namen von ganz anderem Klang. Da war der Deutsche Nikolaus von Schomberg, der lange an der Kurie lebte, der Engländer John Fisher, aber auch der Franzose Jean du Bellay, gegen den der Kaiser sich sehr gesträubt hatte; weiter der Venezianer Contarini, der Mailänder Simonetta und der Senese Ghinucci. War also auch diese Creation mit ihrer geflissentlichen Parität in der Hauptsache eine politische, so überragte doch Gasparo Contarini, einst Gesandter seiner Stadt am Hofe des jungen Kaisers, alle anderen an Bedeutung für die Gegenwart. Contarini war genau Altersgenosse Luthers; er gehörte dieser Generation religiöser Menschen an, die auch als Staatsmänner ihre innere Richtung nicht verleugneten. Man darf für das Verständnis ihrer Bildung nie vergessen, daß diese Laien in der Heiligen Schrift und in den Kirchenvätern erstaunlich bewandert waren, daß sie selbst auf dem Boden Venedigs theologische Darlegungen mit innerer Teilnahme lasen und in erregten Gesprächen erörterten.

Mußte ein solcher Papst nicht schon aus politischer Klugheit auf der Seite des Kaisers stehen? Das sollte in der Tat das Problem der nächsten zwölf Jahre bleiben. Die Erfahrungen, die wir mit Adrian VI gemacht haben, schützten uns vor überschwenglichen Erwartungen.

Nach Neapel hatte Paul III als Träger seiner Einladung dem Kaiser seinen Sohn Pier Luigi Farnese entgegengesandt — wohl auch, um diesen dem Hofe nahezubringen. Das Letztere mißglückte zunächst. Aber auch sachlich zeigten sich die kaiserliche und die päpstliche Politik einander noch recht fern. Auf Andeutungen über den Erwerb Sienas für den Kirchenstaat ging Karl gar nicht ein; auch später verhielt er sich ablehnend. Ja, der Ton seines Pier Luigi mit-

gegebenen Promemoria hatte wirklich etwas Herrisches; man spürte das in Tunis weiter erstarrte Selbstgefühl des Kaisers als Vogt der Kirche. Der Papst müsse den König von Frankreich, wenn es nicht anders gehe, mit kanonischen Mitteln zu dem unbedingt notwendigen Konzil zwingen. Der Kaiser redete dem Papste ins Gewissen, seiner Hirtenpflicht zu genügen und die räu- digen von den guten Schafen zu scheiden. Er meinte: entschieden auf seine Seite zu treten. Seinem Bruder gestand er zwar seine Sorge vor einem Schisma, doch rechnete er fest mit dem Konzil und mit seinem persönlichen Erscheinen.

Im Sinne des geistlichen Gehalts des Kaisertums war es wohl auch gemeint, wenn der Kaiser dem Papste eine neue Liga vorschlug mit ihm und dem römischen Könige, zur Verteidigung Italiens, aber zugleich für „die Sache des Glaubens, das Konzil, die Abwehr der Türken, gegebenenfalls den Angriff auf sie und alle Störenfriede der Christenheit, auch zur Erhaltung der Autorität und Würde des apostolischen Stuhles, der Person des Papstes und seines erlauchten Hauses“. Cisuentes und andere Kenner der Kurie rieten dem Kaiser, vor allem auf die persönlichen Wünsche des Papstes einzugehen, wie es einst Miguel Mai bei Clemens VII verstanden hatte.

Es ergab sich, daß auch Paul III vorwiegend im Rahmen der großen Politik dachte.

Die europäische Lage hatte sich während Karls Abwesenheit in Tunis und Unteritalien zwar nicht grundlegend geändert, aber doch wesentlich geklärt. Die deutschen Fürsten ließen sich durch die Sirenentöne des französischen Königs nicht betören. Die Bayern träumten jetzt sogar davon, für den Herzog Ludwig mit der Hand der habsburgischen Herzogin-Witwe Christine die Herrschaft in Mailand zu gewinnen. Auch in England war durch den Tod der Königin Katharina am 8. Januar 1536 für den Kaiser eine spürbare Entlastung eingetreten, insofern er zwar noch die Rechte seiner Base Mary und die Rückkehr des Königs zur römischen Kirchengemeinschaft glaubte vertreten zu müssen, aber den schweren Streit um die Ehe der Königin selbst als erledigt betrachten durfte. Deshalb instruierte er auch seinen Gesandten Chapuys schon am 29. Februar dahin, daß er entsprechend den wiederholten Versicherungen des Königs über die Ungerlichkeiten seines Bundes mit Frankreich, wie von sich aus, anregen möchte, doch die alte Freundschaft mit dem Kaiser zu erneuern und gemeinsam für eine angemessene Verheiratung der Prinzessin zu sorgen. Karl fügte freilich hinzu, „nicht als ob ich auf diese Freundschaft an sich Wert legte, wohl aber zur Dämpfung der französischen Unverschämtheiten“. Cromwell, Heinrichs vornehmster Minister, tat sehr erfreut; der König selbst aber verhielt sich noch abweisend.

Auf der anderen Seite hatte sich König Franz nun nicht mehr halten lassen. Die uns bekannten engen Beziehungen des Herzogshauses von Savoyen zum Kaiser, bestimmte Ansprüche aus dem Erbe seiner verstorbenen Mutter Louise von Savoyen, die Schwächung des Herzogtums durch die Reformation in Genf und die Einnischung von Bern hatten längst in ihm den Entschluß reifen lassen, sich des Herzogtums Savoyen und Piemonts als des Schlüssels nach Italien zu bemächtigen. Im Februar nahm er Bourg en Bresse, im März 1536 brach er ohne viel Umstände tiefer in das überraschte Herzogtum ein; die erste Feste von Bedeutung, Monmeliano, fiel durch Verrat. Der Vormarsch kostete angesichts der Haltung der Bevölkerung noch viel Blut, aber er vollzog sich unaufhaltsam. Am 3. April waren die Franzosen in Turin. Der Herzog floh nach Vercelli.

Hinter diesem Handstreich stand das kaum noch verhaltene Gelüst des Königs nach Mailand, dessen Besitz der Ruhm seiner nun freilich auch schon weit zurückliegenden Jugend gewesen war. Durch die von ihm mitverschuldete Inanspruchnahme der Kaiserlichen in den Gewässern des Mittelmeers hoffte er erst recht auf leichtes Spiel. Daß er Mailand nicht mehr durch diplomatische Verhandlungen gewinnen, sondern mit Gewalt erobern wollte, enthüllte er unvorsichtigerweise schon vor Monaten den Venezianern, die er zum Bündnis aufforderte, um sein „Recht auf Mailand“ wahrzunehmen; auch, wie er sagte, mit Rücksicht auf die selbst der Republik von San Marco gefährliche Macht des Kaisers. Die erlauchte Signorie lehnte ab. Sie sollte bald erfahren, wer ihr gefährlicher wurde, der Kaiser oder der von Frankreich aufgeheßte Türke. Das Merkwürdigste und für den weiteren Verlauf der Dinge Wichtigste aber blieb, daß sich am französischen Hofe dauernd die Kriegs- und die Friedenspartei bekämpften, so daß immer wieder die Möglichkeit der Anknüpfung bestand.

Der Kaiser war an sich seit langem auf den alles Bisherige übersteigenden Friedensbruch seines königlichen Schwagers gefaßt. Er tat das, was geboten war; er hörte die kacken Forderungen der französischen Gesandten an und „temporisierte“, ohne aufzuhören sich zu rüsten. Jetzt hielt er die fast hoffnungslosen Verhandlungen noch dadurch im Gange, daß er sich — gewiß nur scheinbar — sogar einer Übertragung Mailands an den Herzog von Orléans zugänglich zeigte. Im übrigen sind seine Korrespondenzen wieder angefüllt von Weisungen zu militärischen Vorkehrungen in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien und in Spanien. Der Kaiser zeigte sich vor allem aufs eifrigste bemüht, dem Könige jede moralische Unterstützung zu entziehen.

Wir können seine innere Empörung darüber verstehen, daß er, der Kreuzfahrer, sich jetzt aufs neue vor schwere Kriege innerhalb der christlichen Gemeinschaft gestellt sah, deren Anlässe er durch jahrelange kostspielige Feldzüge und feierliche Eide aus der Welt geschafft zu haben glaubte; daß er, jetzt fast am Ziele und nur zu sehr schon an Triumphe gewöhnt, wieder an den Anfang der Kampfbahn zurückgeworfen sein sollte.

Das Verlangen des Königs nach Mailand hatte ganz gewiß mit dem Aufbau des französischen Nationalstaates nicht das geringste zu tun, und man sollte seine eitle Prestigepolitik nicht als etwas Modernes hinstellen. Soweit es im Sinne des europäischen Gleichgewichts lag, erscheint die Betonung einer Machtstellung in Italien als ein fränkisches Erbe, als ein Nachklang mittelalterlicher Reichspolitik. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß König Franz keineswegs gewillt war, in irgendeinem Sinne die Folgerung aus dieser Politik zu ziehen, wogegen Karls Kaiserpolitik längst begonnen hatte, mit den Ansprüchen auch die Lasten einer universalkatholischen Weltpolitik zu tragen. Insofern durfte er insbesondere vom Papste, dessen weltpolitische Sendung der seinigen vergleichbar war, eine klare Stellungnahme an seiner Seite erwarten. In Verhandlungen hatte er das bisher nicht erreichen können. Der Papst, geschreckt wie sein Vorgänger durch die Abfallsbewegungen in der ganzen nord-europäischen Christenheit und empört — wie er es sah — durch die Anmaßung des Kaisers in den kirchlichen Dingen, wollte sich nicht in die Gefolgschaft eines Mächtigeren begeben, wollte politisch neutral bleiben, wollte das Schisma nicht auch nach Mitteleuropa ziehen, vielmehr als Schiedsrichter seine Stellung über dem Kaiser wahren.

Da nun Karl durch Verhandlungen in der üblichen Form nicht zum Ziele kam und, wie er dem Bruder schrieb, es für nötig hielt, seine Politik gegen französische Intrigen öffentlich zu vertreten, entschloß er sich zu einem sehr ungewöhnlichen und in der Tat höchst eindrucksvollen Schritt, der zwar seinen unmittelbaren Zweck nur halb erfüllte, und doch eine gewisse Wendung herbeiführen sollte. Am 2. Ostertag, dem 17. April 1536, vor dem Hochamt, lud er die bei ihm erschienenen französischen und venezianischen Gesandten ein, ihn zum Papste zu begleiten. In der Sala dei paramenti des Vatikans fand man das Kollegium der Kardinäle und außer dem kaiserlichen Gefolge noch eine größere Anzahl von Personen, die der Kaiser zu verweilen hieß. Als alle sich geordnet hatten, auch der Papst erschienen war, nahm er neben diesem Platz und begann alsbald eine mehr als einstündige Rede von der größten Eindringlichkeit.

Was er und seine vornehmsten Räte in den letzten Jahren so oft schriftlich bis in den Wortlaut hinein festgelegt hatten, was ihm in der Stimmung und in der Disposition ganz geläufig war, das vermochte er jetzt auch in freier Rede klar zu entwickeln. Feierlicher und wirkungsvoller als je in einem Schriftstück öffnete er durch diesen Staatsakt seine politische Seele. Wir wissen genau, was er da, merkwürdigerweise in spanischer Sprache, ausführte, und wie es wirkte, denn wir haben von ihm und anderen eine Reihe von Berichten darüber, zum Überflus neuerdings auch seine Antwort auf eine französische Erwiderung.

Zunächst dankte er dem Papste und den Kardinalen für die Sorge um das Konzil. Er stelle seine Macht zur Verfügung, dessen Beschlüsse durchzuführen. Dann kam er auf den Frieden. Er habe ursprünglich nur beabsichtigt, seine Königreiche zu besuchen, dem Papste seine Ehrerbietung zu erweisen und weiter gegen Algier, den Hauptstützpunkt Barbarossas, zu rüsten. Da trete ihm der König von Frankreich in den Weg. Und nun folgte eine eingehende Darstellung seines Verhältnisses zu Frankreich von den Tagen Maximilians an mit vielen persönlichen Erinnerungen, etwa an den Augenblick, da er mit König Franz um die Zeit des Friedens von Madrid einmal an einer Wegekreuzung unter einem Kreuzigt gestanden und der König ihm bei dem Gekreuzigten die Innehaltung des Friedens geschworen habe. Oft war seine Rede drastisch, wie bei dem Vergleich der Sicherheiten, die er bei einer Verleihung Mailands an den Herzog von Angoulême brauche, wobei er seinen Finger hinhielt, und derjenigen, die gegenüber dem Herzog von Orléans nötig seien, wobei er den ganzen Arm ausstreckte.

Von Jugend auf, sagte der Kaiser, habe er versucht, mit dem Könige von Frankreich in Frieden zu leben; Beweis, eine lange Reihe von Verträgen. Streitigkeiten seien durch Kriege und feierliche Friedensschlüsse beigelegt. Aber der König erhebe immer neue Forderungen gegen diese Verträge durch Wort und Tat. Er, der Kaiser, sei aufs weiteste entgegengekommen, durchaus über seine Verpflichtungen hinaus. Der König habe alles abgelehnt; vielmehr ohne Grund den zum Reiche gehörigen und durch den Frieden von Cambrai ausdrücklich geschützten Herzog von Savoyen überfallen und durch unberechtigte Ansprüche auf Mailand weitere schwere Kriege innerhalb der von Kettern und Türken bedrohten Christenheit heraufbeschworen. Deshalb mache er nun ein letztes Angebot zum Frieden, wozu er von Herzen bereit sei; oder zum Krieg, den er nicht fürchte; oder, um das Blut der Völker zu schonen, zu persönlichem Zweikampf auf dem Lande oder auf einem Schiffe. Kampfpreis sollten sein Mailand und Burgund.

Der Papst glaubte, daß der Kaiser am Ende sei und lobte seinen Friedenswillen mit bewegten Worten.

Der Kaiser, nachdem er in einen Zettel geblickt, den Papst unterbrechend: er habe etwas vergessen, nämlich, daß er vor allem die Entscheidung des Papstes anrufen wolle. Fände der Papst wirklich, daß er im Unrecht sei, dann möge er den König von Frankreich unterstützen; wenn aber nicht, so rufe er vor Gott Seine Heiligkeit und die ganze Welt gegen den König auf.

Der Papst: Auch der König habe Friedensangebote gemacht. Deshalb hoffe er seinerseits zuversichtlich, daß der Friede erhalten werden könne. Den Zweikampf müsse er ablehnen. Da er und die Kardinäle versöhnen wollten, müßten sie neutral bleiben. Widersehe sich aber einer der beiden Fürsten einem vernünftigen Frieden, so würde er sich gegen diesen erklären.

Das war das Stichwort für den Kaiser. Er ergriff die Hand des Papstes und sagte: „Ich küsse Eurer Heiligkeit die Hand für diese Antwort.“

Beim Abschied des Kaisers vom Papste am 18. April hatte die Szene noch ein Nachspiel. Die französischen Gesandten, von denen der eine die Rede des Kaisers vorläufig beantwortet hatte, erbaten durch den Papst noch eine nähere Erläuterung.

Der Kaiser gab sie auf der Stelle. Er habe den König nicht verletzen wollen, sondern nur sich selbst verteidigen. Der Friede sei auch ihm das höchste Gut. Aber sollte er angegriffen werden, so würde er alles aufbieten, sich auch durch die Türkengefahr nicht schrecken lassen. Zum Zweikampf habe er nicht herausgefordert, sich nur dazu erboten; er wisse wohl, daß das ein Wagnis sei angesichts der bekannten Tapferkeit des Königs. Was er von dem Streit innerhalb der Christenheit fürchte, sei die Zerrüttung der Kirche und des Glaubens und der Zorn Gottes.

Zieht man die Summe, so hatte der Kaiser zwar im Augenblick den Papst nicht offen auf seine Seite gezogen, wohl aber ihn auf strikte Neutralität und ernsthaftere Bereitwilligkeit zur Friedensvermittlung festgelegt. Das sollte bald seine Früchte tragen. Er hatte schon vorher erreicht, daß in der Kardinalskongregation vom 8. April das allgemeine Konzil zum Mai des nächsten Jahres, und zwar nach Mantua, beschlossen war. Gegenüber der Konzilsverneinung und dem hastigen politischen Hin und Her Clemens' VII bedeutete das alles einen erheblichen Fortschritt im Sinne des Kaisers.

Auch in der öffentlichen Meinung hatte er gewonnen. Die Zuhörer jener Versammlung nahmen durchweg einen starken Eindruck mit, und der untrügliche Sprecher der Römer, Pasquillus, äußerte sich im Gespräch mit einem

Kardinal, das schon vier Wochen später auch in Deutschland wiederum durch Christoph Scheurl als Flugschrift erschien:

„Kardinal: Was dünkt Dich, der Wahrheit Liebhaber, von unserem Kaiser?“

„Pasquillus: Mich bedünkt, daß er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.“

„Kardinal: Du gibst seltsame Schwänke für, Pasquille! Wir haben doch einen Papst, der zwischen beiden Teilen Fried machen würdet.“

„Pasquillus: Ihr Hochwürdigsten, seid behutsam, denn Ihr habt es mit einem Großgewaltigen zu schaffen, und der Ratstag ist vor der Tür.“

Das klang nochmals wie 1527.

Freilich beging nun der Kaiser einen großen Fehler. Frankreich hatte nicht gewagt, das Herzogtum Mailand selbst anzugreifen. Hier also hatte man Frieden. Sollte man nun mit der Waffe in der Hand dem Herzoge von Savoyen sein Land zurückgewinnen? So meinte im Kriegsrat mit Recht Leyva, der Meister der Verteidigung. Das aber hatte offenbar nicht genug psychologischen Anreiz für den Kaiser, und so griff er zur Offensive nach Frankreich hinein. Man kam unglücklicherweise auf den Plan zurück, an dem einst schon Bourbon gescheitert war, auf den Einfall in die Provence, nochmals in Verbindung mit einer ganz vagen, gleichzeitigen Operation im Norden „auf Paris“. Wenn man sich diesmal nach den Erfahrungen von Goletta in der Provence eine besondere Unterstützung versprach von der Flotte, so trug diese Erwartung völlig. Für die Verpflegung war sie meist zu fern und vor Marseille sollte man sich davon überzeugen, daß zwischen der zu Wasser und zu Lande bequem zugänglichen Hafensfestung Goletta und der in schwieriger Landschaft gelegenen Stadt Marseille ein großer Unterschied bestand.

Am 25. Juli 1536 zog das kaiserliche Heer über die Grenze. Hier stieß man sofort auf eine verwüstete Landschaft. Es ist das letzte Mittel der Verteidigung, daß ein Kampfgebiet geräumt und zerstört wird. Montmorency wird sich nicht leicht dazu entschlossen haben, aber es erwies sich um so wirksamer, je stärker das kaiserliche Heer war. Die französischen Truppen lagen weit im Innern bei Avignon in einem festen Lager hinter der Durance. Dieses konnte man nicht wagen anzugreifen; ebensowenig ließen sie sich herauslocken. Im entblößten Lande aber litt man Not, die besetzten Städte leisteten Widerstand, Krankheiten dezimierten das Heer, und schon am 3. September, nach einem Feldzuge von kaum sechs Wochen, mußte man den Rückzug antreten. Leyva überlebte den Feldzug nicht; aber sein Ruhm umstrahlte noch seinen Tod, insofern

der französische Befehlshaber die Bitte um ein Transportmittel für den kranken General mit Übersendung seiner eigenen Sänfte beantwortete; letzte Höflichkeit und zugleich Huldigung gegenüber dem großen Gegner so langer Jahre.

Der Angriff in den Rücken der französischen Stellung von Savoyen war gescheitert. Auch der Angriff an der niederländischen Front hatte kein Glück. Hier führte Nassau. Im ersten Vorstoß fehlte es ihm nicht an Erfolg. Dann aber stockten die Operationen. Man erlitt kleine Niederlagen, verlor später auch an Raum. Helfend und treibend im Hintergrunde die Königin Marie, aber auch sie ungeduldig und wie einst Margarete von Anwandlungen der Regierungsmüdigkeit befallen.

Freilich, den Mißerfolgen der Kaiserlichen entsprachen nicht die wirklichen Erfolge der Franzosen. Auch bei ihnen gab es Geldmangel, Truppennöte, Meinungsverschiedenheiten in der Führung. Zu einem Einfall in das Mailändische reichten die Kräfte nicht aus. Das eigentliche Ziel also blieb unerreicht. Vielmehr drang der Marchese del Vasto, der Leyva im Oberbefehl gefolgt war, seinerseits wieder in Piemont vor. Er gewann es zurück bis auf Turin.

In alledem lagen Bedingungen für den Frieden. Aber es sollte noch lange um ihn geworben werden — in der Hauptsache sogar vergebens.

Waffenruhe. Nizza und Aiguesmortes

In dieser Zeit haben die Besprechungen im Staatsrat nicht mehr die Bedeutung wie in Karls früheren Jahren. Allein es gewährt doch einen Einblick in die auf den Kaiser wirkenden Erwägungen, das Gutachten seiner Räte zu hören, als der Feldzug in die Provence gescheitert war.

Falls der König von Frankreich, urteilten die Räte, selbst über Berg ziehe oder eine große Armee sende, erfordere es die Ehre des Kaisers, ihm sogleich mit einer starken Macht entgegenzutreten. Denn bei den Franzosen entscheide immer der erste Eindruck. Sonst aber empfehle es sich für den Kaiser, bald nach Spanien zurückzukehren, die Niederlande der Königin Marie und Nassau zu überlassen. Für die nötigsten Verfügungen in Italien genügten 14 Tage.

Allgemein erwogen sie, ob sie zum Frieden, zum Waffenstillstand oder zum Kriege raten sollten. Den Frieden könne man nur um den Preis Mailands haben; wolle der Kaiser das nicht, müsse man die Hoffnung aufgeben. Von Waffenruhe werde der König von Frankreich nur handeln, um den Kaiser zu